



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

β: Ein Hygieniker der italienischen Renaissance

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dauern fast überkommt einen, daß die erste Eisenbahn, die erste Chaussee, die nun doch kommen müssen, den letzten Rest volkstümlichen Lebens auch hier zerstören und die Bevölkerung nivellieren werden, bis sie ist wie andre Menschen auch. Freilich die innere Anlage dieser Menschen, die jetzt nur untereinander heiraten, wird die Verwischung äußerer Sonderheiten noch lange überdauern.

Der Mond stieg auf, als ich heimfuhr, und das milde fahle Licht umhüllte neue zauberische Reize der schweigenden Moorlandschaft, durch die mich der Weg führte, und ich dachte an die Schilderung des Botanikers Griesebach: „Ich habe das pfadlose Moor durchschreitend einen Punkt besucht, wie auf offenem Meere, der ebne Boden am Horizont von einer reinen Kreislinie umschlossen ward, und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von eines Kindes Höhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzte. Auch die entlegnern Ansiedlungen, die im Birkengehölz verborgen noch lange wie blaue Inseln in der Ferne erschienen, sinken zuletzt unter diesen freien Horizont hinab. Dieses Schauspiel auf festem Boden fast ohne gleichen, überall hinauf abgerundete Heiderasen, und über dem Schlamm gesellig lebende Halbgräser, das einschränkend, zugleich seltsam das Gemüt mit der Gewalt des Schrankenlosen ergreifend, versetzt uns in ursprüngliche Naturzustände, wo eine organische, jedoch einförmige Kraft, alles überwältigend, gewirkt hat.“



Ein Hygieniker der italienischen Renaissance



In allen Zeiten hoch gesteigerter Kultur hat es Menschen gegeben, die dem Luxus ihr ganz besonderes Nachdenken zuwandten, und darunter auch solche, die die niedrigste Art des Wohllebens, die Genüsse des Essens und des Trinkens, dadurch zu erhöhen suchten, daß sie sie mit allerlei äußerlich gewinnendem Schein und immer neuen Reizmitteln umgaben. So hat man denn eins der untern Bedürfnisse des Lebens in den Kreis der feinern gesellschaftlichen Erfordernisse eingereicht und in ein für das Dasein der Menschen nicht ganz unwichtiges System gebracht. Und wie es im Altertum und in den neuern Zeiten hier und dort förmlich Perioden der Schlemmerei gegeben hat, so haben es dann auch jedesmal einzelne Lebenskünstler in dieser Art von Wissenschaft besonders weit gebracht. Dem gegenüber traten dann immer von Zeit zu Zeit widerstrebende Richtungen hervor, Cyniker, Stoiker, Anachoreten, freiwillige Bußprediger und Brüder vom einfachen Leben, Temperenzler, Naturheilverfreunde und Vegetarier — sie alle sind, kulturgeschichtlich genommen, eine und dieselbe Erscheinung.

Wie nun die Steigerung des Luxus von oben ausgeht und allenfalls nach unten hinuntergreift, so kommt die Gegenbewegung immer von unten her. Sie hat deswegen auch in ihrem äußern Gebaren etwas Plebejisches an sich. Der sprichwörtlich gewordne Ausdruck „cynisch“ ist dafür nur ein einziges geschichtliches Zeugnis. Während nun die Wissenschaft und die Kunst jener Schlemmer eine an sich natürliche und oft unschöne Sache durch einen falschen höhern Schein zu empfehlen weiß (sie sind eben Aristokraten, wenn man das Wort in seiner alleräußerlichsten Bedeutung nimmt), haben die Gegner es sehr häufig an sich, daß sie durch unnötige Vernachlässigung dieses der menschlichen Natur immerhin angenehmen Scheins, durch übergroße Natürlichkeit oder Derbheit, ihren heilsamen Bestrebungen selbst hinderlich sind. Die Belege dafür lassen sich ebenso gut aus der Geschichte wie aus der Gegenwart geben. Wer erinnert sich nicht aus den Kreisen seiner Bekanntschaft der Ausführlichkeit und Offenheit, mit der die Anhänger des Naturheilverfahrens die nicht gerade immer sehr appetitlichen Einzelheiten ihres jeweiligen Interesses zum Gegenstande der Unterhaltung machen, auch da, wo es wahrlich kein Mensch von ihnen verlangt? Durch diese Eigenschaft können ganz gebildete und feine Menschen andern unangenehm, momentan sogar widerlich werden. Sie sind dann die schlechtesten Missionare für ihre Sache! So sind auch die feinen und wirklich einladenden vegetarischen Speisehäuser in unsern Städten noch eine Seltenheit, und manchmal bekommt man, wenn man diese Form des einfachern Lebens kennen lernen möchte, den Eindruck: Nein, so tief möchtest du nicht hinunter.

Alle Reformbestrebungen dieser Art haben mit dem Vorurteil der Bessergestellten und Bessergewöhnten gegen den meist schon äußerlich wahrnehmbaren demokratischen Grundzug der neuen Richtung zu kämpfen, und wenn sie klug und erfolgreich geführt sein wollen, so sollten sie damit rechnen. Denn ganz auf den schönen Schein verzichten, ganz in äußerlichen Dingen zurückgehn, will der Mensch nun einmal nicht, wenigstens nicht mit einemmale.

Es hat eine Periode der menschlichen Kultur gegeben, die alles mit dem Reize der Schönheit zu umkleiden wußte, die jeder äußerlichen menschlichen Hantierung etwas von einem Kunstwerke mitzuteilen verstand. Das war die immer denkwürdige, verhältnismäßig kurze Zeit der Renaissance in Italien, auf die dann dort die um so längere und, wie es scheint, dauernde Zeit des Verfalls und des geistigen Schlags gefolgt ist. Aus diesem Zeitalter stammt der „Traktat vom mäßigen Leben“ von Luigi Cornaro, ein in vollendeter Sprache geschriebenes kleines litterarisches Kunstwerk. Klassisch in der Anordnung des Stoffs und im Vortrag, macht es doch nach seinem nächsten Zweck keinen weitem Anspruch, als andre für eine einfache Lebensweise zu gewinnen, deren wohlthuende Wirkung der Verfasser an sich erfahren hat. Das Buch steht nach Anlage und Form hoch über jeder heutigen Schrift von ähnlicher Tendenz, auch die bessern derartigen nicht ausgenommen, wie Feuchterslebens Diätetik der Seele oder Hufelands Makrobiotik. Ganz ohne Wert in der Richtung seines nächsten praktischen Zwecks ist der Traktat Luigis nebst einigen kleinen Abhandlungen,

die auf ihn folgten, wie mir scheint, auch für den heutigen Leser noch nicht. Vollends aber hat er, wie jede treffende Selbstbiographie, als anschauliches Denkmal eines erfreulichen und glücklichen Lebens, noch nach Jahrhunderten einen unzerstörbaren Reiz, sodaß es schon um deswillen wohlgethan sein wird, mit ihm bekannt zu werden.

Luigi Cornaro wurde 1462 geboren, früher also, als alle die weltberühmten Künstler, Staatsmänner und Humanisten, die dem sechzehnten Jahrhundert, der italienischen Hochrenaissance, ihren Glanz gaben. Trotzdem hat er sie alle überlebt, allein vielleicht mit Ausnahme Tizians, der ebenfalls sehr alt wurde, zum Teil hat er sie sehr lange überlebt, denn er starb 104 Jahre alt, als ein ganz neues Zeitalter angebrochen war. Manche von ihnen, die er gekannt hat, sind schon als bejahrte Leute gestorben. Sie waren sogar nach ihm geboren, und er lebt immer noch, versteht mit dem neuen Geschlecht anzuknüpfen und dem Leben immer neue Seiten abzugewinnen. Und daß er gar nicht lebensmüde ist — den Traktat vom mäßigen Leben veröffentlichte er mit 83 Jahren —, daß er im Gegenteil noch recht lange zu leben hoffen kann, das dankt er seiner Art zu leben. Als junger Mann hatte er durch leichtfertigen Lebenswandel im Kreise seiner Standesgenossen seine Gesundheit zerstört. Die Ärzte gaben ihm keine Hoffnung und wußten kein Mittel für ihn. Aber mit der Kraft des eignen Nachdenkens triumphtierte er über ihre Ratlosigkeit und half sich selbst, und nun, in seinem hohen Alter, kommen sie und besuchen ihn, aber nicht als seine Ratgeber, denn er bedarf ihrer nicht, sondern um ihn als Merkwürdigkeit zu betrachten, denn sie wollen es nicht glauben, sondern selbst sehen, was er alles in seinen Jahren noch leisten kann.

Und nun folgt eine anziehende Schilderung seines äußern Lebens. Er gehört dem vornehmen venetianischen Geschlechte der Cornaro an und lebt in der zum Gebiet der Republik gehörigen Universitätsstadt Padua in reichen Verhältnissen. Außer dem Stadthause hat er seine Villa vor den Thoren und ein Landgut in den nahen Bergen für die heißen Monate. Er beschäftigt sich mit Ackerbau für eigne Rechnung, mit Entwässerung von Lagunen, mit Ingenieurarbeiten zum Nutzen und zum Ruhme der geliebten Herrscherin Venedig, er schriftstelt auch über solche Aufgaben und genießt dazwischen das glückliche Leben eines angesehenen Familienhaupts im Kreise von Kindern und Enkeln. Elf Enkel hat er immer um sich, zwischen zwei und achtzehn Jahren, alle von einem Vater und einer Mutter, alle gesund, klug und anständig; die kleinen sind seine Spasmmacher, die größern seine Freunde. Sie sind musikalisch, und so läßt er sie singen und verschiedene Instrumente spielen, ja er selbst singt mit, denn seine Stimme ist besser und heller als jemals. Wenn andre sagen, ein Leben über fünfundsiebzig Jahre sei kein Leben mehr zu nennen: so steigt er mit seinen dreiundachtzig noch ohne Hilfe zu Pferde, nimmt mühelos jede Treppe und macht vergnügt seine Spaziergänge in die Berge. Langeweile kennt er nicht. Täglich hat er Unterhaltung mit klugen und angesehenen Männern, dazwischen liest er und schreibt. Eine Zeit lang

jedes Jahr bereist er die Nachbarstädte, sucht Freunde auf, nimmt an ihren Interessen teil und bewundert Paläste, Villen und Kunstfachen, die er noch nicht genügend kennt. Vor allem aber erfreut ihn das Land auf jedem Spaziergang, und die Reize der Natur nimmt er mit ungeschwächten Sinnen in sich auf: er sieht die Farben und die Formen der Gegenstände, er hört die Vogelstimmen und das Plätschern des Wassers, sein einfaches Brot schmeckt ihm jetzt köstlicher als ein reiches Mahl einst in den Jahren der Unordnung. Er findet sogar Gelegenheit zu einer seinem Alter angemessenen Jagd, Wechsel des Nachtquartiers stört ihn nicht, und in jedem Bette schläft er sanft unter freundlichen Träumen ein. Was hat ihm nun dieses Leben, diese Kraft und Gesundheit bis ins hohe Alter verschafft? Die einfache Beobachtung der Natur und der nicht ruhende Gedanke seines Geistes. Die Menschen leben viel zu gut. Sie genießen zu viel und meistens nicht, was ihnen nützt. Sie ruhn zu viel und arbeiten zu unregelmäßig. Das unvernünftige Tier und der Mensch, wenn er in Not ist, zeigen uns, daß sogar ein Zuwenig an Genuß besser ist als ein Zuviel. Man soll nicht alle Speisen, die dem Geschmack zusagen, sondern nur die bekömmlichen genießen, und man soll sich niemals ganz satt essen, denn der Appetit ist unersättlich. Er hat sich diese Lehren in zwei witzige Merksprüche gekleidet. Wer genug essen will, muß wenig essen (denn dann lebt er lange und ißt viel), und wer gut gespeist hat, freut sich nicht an dem Verspeisten, sondern an dem Übriggelassenen! Die Menschen meinen, das zunehmende Alter brauche mehr Speise. Im Gegenteil, man soll seine Ration mit den Jahren immer vermindern. Eher soll man öfter am Tage genießen, wie in der Kindheit, also das Quantum teilen. Einmal, als er schon achtundsiebzig Jahre alt war, hat er zuredenden Freunden zuliebe und um an sich ein Experiment zu machen, sein tägliches Quantum an Speise und Trank um je zwei Unzen in die Höhe gesetzt. Aber siehe da, nach zehn Tagen die Krankheit! Umschlag des Temperaments, Unlust zu allem, Fieber, Seitenstechen, nicht eine Viertelstunde Schlaf, keiner gab etwas mehr für sein Leben. Und doch errettete ihn vom Tode seine eigne Kunst und die Rückkehr zu den erprobten Regeln. Denn es ist thöricht zu denken, Ärzte könnten helfen. Der Kluge ist sein eigener Arzt, denn er kennt sich am besten. Luigi selbst z. B. verträgt keinen abgelagerten Wein, wie andre alte Leute, sondern nur ganz neuen, ferner macht ihm Pfeffer durchaus nicht heißes Blut, wohl aber regt ihn Zimmet auf. Er hats probiert. Welcher Arzt hätte ihm das sagen sollen? Im Juli und August darf er überhaupt keinen Tropfen Wein trinken, und dann vermindert sich auch sein Appetit bedenklich, und er ist schon manchmal am Rande des Grabes gewesen. Dann haben die Ärzte witzig gemeint, wenn es diesesmal bis Ende September keinen neuen Wein gäbe, sei es um ihn geschehn (denn alten trinkt er ja nicht), aber da war nichts zu scherzen, sie mußten es erleben: nach zwei, drei Tagen war er wieder oben auf, und sie konnten sich nur wundern, daß ein Mensch mit einem so merkwürdigen innern Lebenshindernis es zu einem solchen Alter habe bringen können. Auch das Maß

und die Art der Nahrung muß jeder sich selbst bestimmen. Luigi hat früher kein Obst und keine Fische essen können. Was ihm genügt, ist vielleicht einem andern zu knapp. Jeder soll sich sein mindestes Maß selbst feststellen. Unter dieser Voraussetzung kann sich auch ein Armer noch einen kleinen, über das Notwendige hinausgehenden Genuß verschaffen. Im übrigen dürfen wir uns Luigi nicht als einen Asketen vorstellen. Er verzeichnet seine Speisen: Brot, Suppen verschiedner Art, Ei, von Fleisch Kalb, Ziegenlamm, Hammel, Geflügel, Wild, kleine Vögel, an Fischen gesalzne Sprotten und Hecht. Das sei doch schon eine große Auswahl, mit der ein alter Mann zufrieden sein könne. Er lebt mäßig, aber er hat darum auch bei dieser Art zu leben der Freuden nicht weniger als andre. Im Gegenteil, er ist gesünder, heitrer als früher. Das Schädliche, das Böse hat keine Macht über ihn. Melancholie, gehässige Gedanken und Gemütsbewegungen hält er sich nach Möglichkeit fern. Drei natürliche Begierden, die mit dem Alter wachsen, wenn sie nicht im Zaume gehalten werden: Genußsucht, Ehrgeiz und Habsucht, sind in ihm durch die Zucht des mäßigen Lebens beizeiten eingeschränkt worden. Seine Reizmittel sind unschuldig und rein. Gerade jetzt hat er eine allerliebste Komödie gedichtet, mit gefälliger Diktion und voll von anständigem Scherz. Dazu gehört mehr Jugendlichkeit, und es ist bewundernswerter, als wenn jemand noch spät eine Tragödie verfaßt, wie einst Sophokles. Überdies war Sophokles damals zehn Jahre jünger, als Luigi jetzt ist. Er mußte ja sich selbst zu nahe treten, wenn er nicht sagen wollte, er sei in Wahrheit jünger und gesünder, als Sophokles am Ausgang seines Lebens gewesen wäre. So ist es denn gekommen, daß er trotz einer ungünstigen Naturanlage — denn die Temperamente und die Gestirne haben für ihn, dem Zeitalter entsprechend, ihre volle Bedeutung —, nur durch seine richtige Lebensweise, es zu einem so hohen Alter gebracht hat. Und auf diese Weise kann jeder Mensch des Schicksals und der Temperamente Herr werden und einem unnatürlichen Tode entgehn. Dem natürlichen freilich zuletzt nicht. Hätte Luigi eine gute „Komplexion“ und „Konstellation“ gehabt, wie hoch hätte er es dann wohl bringen können! So muß er mit hundert Jahren zufrieden sein. Wir sahen aber schon, daß seine Erwartungen in Wirklichkeit noch übertroffen worden sind.

Auf den Erfolg seiner Lehre unter seinen Mitmenschen und auf die Wirkung seines eignen Beispiels legt er großen Wert. Er rechnet das unter die Quellen seiner Freude, die er aufzählt. Mündlich und schriftlich hat er sich an die Menschen gewandt und manches schöne Zeugnis von ihnen über den Erfolg seiner Methode erhalten. Sein „Traktat“ ist also nicht die erste ausdrückliche Kundgebung, sondern eine Zusammenfassung und ein vorläufiger Abschluß seiner publizistischen Thätigkeit als Hygieniker, in Form eines Buchs.

Drei Jahre später, als er 86 Jahre alt war, gab er ein kürzeres „Kompendium“ heraus, das mit den hübschen Worten schließt: „Schade, wenn ein kluger Mann vorzeitig stirbt. Denn schließlich hängt der Erfolg der Übrigbleibenden vom Erleben ab, wenn die Konkurrenz immer enger wird. Der

Kardinal kann Papst werden, wenn ers erlebt, der Staatsmann in Venedig Doge, der Gelehrte ein Gott auf Erden.“ Er selbst bedarf keines Schlafes nach der Mahlzeit, da seine Sinne frei und seine geistigen Kräfte unbeschwert sind. Er kann gleich nach Tische singen, ja sogar schreiben schadet ihm nicht. Wieder einige Jahre später, im Alter von 91 Jahren, erließ er in der Form eines Briefes an einen vornehmen Freund ein Sendschreiben, das er dann noch mit seinen übrigen Schriften verbunden selbst wieder herausgab. Hier atmet jede Zeile Glück und Zufriedenheit. Täglich acht Stunden schriftstellert er mit eigener Hand. Noch ist er im Besitz seiner Zähne! „O Herr, heißt es dann, wie schön hat sich bei mir die Stimme gehalten, die sonst leicht schwach und heiser wird bei alten Leuten. Wenn Ihr mich morgens und abends meine Gebete singen hörtet, zur Laute, wie es einst David that: ich versichre Euch, Ihr würdet ein großes Vergnügen daran haben. So rein und klangvoll singe ich.“ Dann erzählt er von einer Deputation von Ärzten und Universitätsprofessoren, die ihn kürzlich aufgesucht hat. Die Herren haben nicht glauben wollen, daß es ihm so gut ginge, und daß er das alles, wovon die Rede geht, noch wirklich leisten könnte. Nun haben sie es mit eignen Augen wahrgenommen und ein über das andre mal ihre Verwunderung kundgegeben, vor allem über sein anhaltendes Schriftstellern, und es sind, fügt der gute Alte hinzu, „lauter Dinge, die Geist und Verstand fordern.“

Die Jahre gehn weiter. Sein Wohlbefinden bleibt sich gleich. Sein Glück wird womöglich noch reiner, seine Stimmung dankbarer, milder, wie sie sich schon in dem Titel seiner letzten uns erhaltenen Schrift ausdrückt: „Liebevoller Ermahnung in betreff des mäßigen Lebens.“ Sein Leben ist das alte, jetzt, wo er 95 Jahre geworden ist, seine Beschäftigung dieselbe. Sie ist die Quelle immer gleicher Freude. Er ist glücklich über den Erfolg seiner hygienischen Schriften. Er schreibt außerdem „mit eigener Hand“ über Ackerbau und Architektur, denkt unablässig an die Hebung und den Nutzen seines geliebten Venedigs. Er wünscht sich kein baldiges Ende. Denn sein Leben ist jetzt eher freier von störenden Einflüssen als früher. Er ist zufrieden und heiter, er schläft ruhig und ist mit Hunger. Seine Gedanken sind klar, sein Urteil ist scharf, sein Gedächtnis treu und sein Herz groß. „Und die Stimme, die sonst tiefer zu werden pflegt, ist bei mir in die Höhe gegangen und wohl-lautender geworden; da muß ich denn freilich wohl meinen Morgen- und Abendsgesen schon recht laut singen.“ Stirbt einer seiner Enkel (denn die sind ja auch nicht mehr alle jung) oder ein anderer Verwandter, so ergreift ihn das wohl, aber, setzt er naiv hinzu, „nur beim ersten Eindruck; nachher ist es schnell vorbei.“ Noch fühlt er große geistige Kraft in sich. Einer seiner Enkel hatte im Geschäfte große Verluste gehabt. Dadurch war er selbst in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Einkünfte der Gesamtfamilie waren sehr geschmälert. „Aber, so sagt er, ich allein, mit dem Gedanken, der nicht ruht und ohne körperliche Mühe, nur mit ein wenig gesteigerter Anstrengung, habe endlich ein einziges unfehlbares Mittel gefunden, den Schaden doppelt

einzubringen, nämlich die wahre und nicht genug zu preisende Landwirtschaft.“ Ein echter Renaissance-mensch, dieser bald hundertjährige Mann mit dem Stolz auf den geistigen Inhalt seiner Persönlichkeit und dem erlaubten Selbstruhm! Hat er doch schon seinem Freunde, dem Patriarchen von Aquileja, geschrieben, seine hygienischen Schriften seien mehr wert als Platos Staat. Denn der sei eitel Hirngespinnst und unausführbar. Seine Vorschriften aber könne jeder befolgen und gesund werden und bleiben, wie man das an ihm selbst sehe. Aber die Erinnerung an Plato bringt noch einen für das geistige Leben der Renaissance wesentlichen Zug.

In den Schriften dieser hochgebildeten Männer über sittliche oder gesellschaftliche Probleme begegnen wir häufig einem an platonische Vorstellungen anknüpfenden Gegensatz irdischer und überirdischer Bestrebungen, körperlicher Erscheinung und unsichtbarer Idee, irdischer und himmlischer Liebe. Von hier aus führte für manche sogar eine Verbindung direkt zu den Anschauungen der christlichen Kirche hinüber. Luigi Cornaro genießt, wie er von sich sagt, ein doppeltes Leben, ein irdisches und ein himmlisches. Je näher er diesem kommt, desto reicher wird jenes, in der Vorahnung der künftigen Herrlichkeit. Von diesen Freuden hat das Leben seiner frühern Jahre nicht viel gehabt. Um so viel schöner ist das jetzige, so schön, daß man traurig sein müßte, es sich seinem Ende zuneigen zu sehen, wenn nicht darauf wieder etwas noch Schöneres folgte. Während sich also in zunehmenden Jahren der Mensch wegen des kommenden Alters und wegen der Abnahme zu beunruhigen pflegt, kann jetzt nichts Schlimmes mehr eintreten. Besorgnisse und angreifbare Stellen sind nicht mehr vorhanden. Was sich ändert, kann sich immer nur zum noch Bessern ändern. Luigi lebt also nicht ein Leben, wie früher, sondern zwei, das irdische „im Effekt,“ das himmlische im Geiste und in den Gedanken. Und „in diesem Leben, so ruft er am Ende, offenbar im Anschluß an eine berühmte politische Kanzone von Petrarca aus, in diesem Leben werde ich nicht ablassen zu rufen: Lebet, lebet, damit ihr bessere Diener eures Gottes werdet!“

Zu einem Buche vereinigt erschienen sämtliche vier Schriften zuerst in Padua 1558 und sind dann öfter wieder herausgegeben worden. Es giebt wohl kein zweites Buch, das sich so anmutig und fein über natürliche Dinge ausspricht. Dazu ist es in einem vorzüglichen Italienisch geschrieben. Über Luigis hohem Alter und dem späten Erscheinen seiner Schriften dürfen wir nämlich nicht vergessen, daß er seiner geistigen Entwicklung nach in die Reihe der großen Prosaschriftsteller gehört, die schon etwa mit dem ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts abschließt: Machiavell, Castiglione, Bembo. Er schreibt höchst einfach, ohne allen Anspruch, aber er ist ebenso „klassisch“ wie sie. So verdient das eigentümliche kleine Buch gar wohl eine Übersetzung, sein köstlicher Optimismus würde manchem gut thun. Ob es darüber hinaus belehrend und nützlich wirken könnte, hängt von den Ansprüchen des Einzelnen ab.

u. p.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Mit der Winterfreude war es ja bald zu Ende gewesen. Es trübte wieder Regen vom grauen Himmel herab; in den Schneematsch des Rosenthals wagten wir uns nicht hinaus und begnügten uns deshalb damit, unter unsern Schirmen auf der gefegten Promenade um die Stadt zu marschieren.

Wer war denn die junge Dame, die Sie eben so respektvoll grüßten? fragte er.

Eine junge Freundin, Lehrerin. Ich hatte Beziehungen zu ihrem Vater. Er war Beamter, ist schon lange tot. Sie ist dann Volksschullehrerin geworden und hilft sich und der Mutter, die kränklich ist, wacker durch. Schade, einen Mann wird sie wohl nicht bekommen, obgleich sie einen braven Menschen glücklich machen könnte; sie ist ebenso geschickt in allem Häuslichen, Kochen, Schneidern usw., wie in ihrem Lehramt. Eine tüchtige Natur. Ich habe Respekt vor solchen Mädchen, die auf eignen Füßen den Kampf ums Dasein aufnehmen.

Den muß man freilich haben, antwortete er. Viele bleiben ja auch wirklich auf sich allein angewiesen. Im ganzen aber doch zum Glück nicht sehr viele. Denn schließlich mündet auch bei vielen, die sich auf die eignen Füße gestellt hatten, das Leben noch in die Ehe ein. Und die junge Dame — er wandte sich um und sah der Gestalt des jungen Mädchens nach, das elastischen Schritts seinen Weg ging — sah eigentlich nicht so aus, als wären ihr alle Ausichten abgebrochen. Zum Glück können sich ja nicht alle jungen Männer auf Finanzheiraten verlassen; es nehmen auch viele mit einem andern Glücke vorlieb. Sogar Söhne aus ganz anständigen Familien.

Na ja, sagte ich. Es ist freilich ein Glück, daß nicht immer vernünftige Anschauungen und wohlüberlegte Grundsätze den Ausschlag geben, wie bei Ihnen und bei mir, sondern daß eine höhere Macht mit Flügeln und Flitzbogen ihre Hand im Spiel hat.

Ja, zum Glück, sagte er. Manchmal schießt er aber auch vorbei! Er ging eine Weile schweigend weiter und sah vor sich nieder auf den nassen Weg, während der Regen auf unsre Schirme trommelte. Plötzlich wandte er sich wieder zu mir. Sie! rief er, ich habe mich doch königlich amüsiert!

Na? fragte ich.

In Berlin soll ein Mädchengymnasium gegründet werden.

Haben die denn noch keins?

Nein, obgleich es die Stadt der Intelligenz und des bürgerlichen Fortschritts ist. Wenigstens kein königliches und kein städtisches; ein privates soll schon da sein. Wunderlich ist es ja. Wahrscheinlich hat sich Seine Majestät der Kaiser einmal irgendwo für die Notwendigkeit der Mädchengymnasien ausgesprochen, und in Folge dessen haben sich seine treuen Berliner bisher ablehnend verhalten. Denn wenn er sich gegen das Frauenstudium ausgesprochen hätte, hätten wir natürlich schon mehr Mädchengymnasien in Berlin als höhere Töchterschulen.

Man könnte so etwas annehmen, sagte ich. Aber ein Vater von sechs Jungen verfällt nicht so leicht auf die Frauenfrage. Allerdings mein Freund Klaus Müller, der bei jedem Jungen, den der Klapperstorch brachte, gestrahlt hatte, wurde plötzlich tief sinnig, als ihn seine Frau vor ein paar Jahren mit einem kleinen Mädchen überraschte. Er behauptete, wenn das nächste wieder ein Mädchen würde, hänge er es mit den Weinen am Fensterkreuz auf. Das Elend könne er nicht mit ansehen. Aber weshalb amüsieren Sie sich denn so darüber, daß Berlin ein Mädchengymnasium kriegen solle?

Das Elend? Was für ein Elend könne er nicht mit ansehen? Er war stehn geblieben und sah mich mit großen Augen an.

Nun, doch das Elend der Frauenfrage, das dem armen Kinde bevorstehe! Was soll aus dem armen Kinde werden! jammerte er. Ein armer Beamter wie ich, den ohnehin die Versicherungsgesellschaften an den Rand des Bettelstabs bringen — wer wird das arme Kind heiraten? Wer heiratet denn jetzt ein Mädchen ohne Geld? — Ich hatte Mühe, ihm wieder ein wenig Lebensmut einzusflößen. Die Kleine ist übrigens mein Patchen und gedeiht vortrefflich.

Klaus Müller? Was hat denn der mit Versicherungsgesellschaften zu thun?

Ja, wissen Sie, mein Freund Dr. Klaus Müller hat die Eigentümlichkeit, daß er sich vor allen Agenten und Reisenden geniert. Hat er gerade gar kein Geld übrig, und es kommt ein Weinreisender, so bestellt er sich ein Fäßchen Wein, und seine Frau hat dann die Not, immer Weinsuppen kochen zu müssen, weil das Zeug nicht zu trinken ist. Und so versichert er sich auch bei jedem Agenten, der bei ihm klingelt. Lebensversicherung, Unfallversicherung, Militärversicherung, Aussteuerversicherung, Diebstahlversicherung — alles hat er und muß er pünktlich bezahlen. Neulich war er gerade im Begriff, sich auch noch gegen Hagelschaden zu versichern, als seine Frau noch glücklich dazwischen kam. Übrigens finde ich es ganz vernünftig, wenn ein Beamter sich und seine Kinder versichert, wenn es auch jedesmal schmerzlich ist, wenn dann die Quittungen präsentiert werden. Ich habe mich auch versichert; mir selbst nützt es ja nichts, aber meinen Nichten wird es doch ein kleiner Trost in ihrem Schmerz sein, wenn ich einmal das Zeitliche segne.

Sagen Sie mal, Ihre ältere Nichte geht ja wohl auch in das Mädchen-gymnasium?

Ja, die Mädchen sind ja alle des Teufels. Es ist chic, daß man sein Oberlehrerinnensexamen gemacht hat, wie Frou=Frou und weißlederne Schuhe.

Wenn Sie ein vernünftiger Onkel wären, sagte er grimmig, so hätten Sie den Blödsinn verhindert. Sucht ein Mädchen ernsthaft eine Lebensstellung zu erringen durch das Studium, und hat es die Anlage dazu, meinethalben, so mag sie es thun. Aber rein aus Koketterie den Schwindel mitmachen, da hört doch alles auf! Hat es denn Ihre Nichte nötig, ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen? Nur einer Flitze wegen? Wieviele Mädchen halten denn die Anstrengung aus? Fragen Sie einmal die Ärzte, was die gewöhnlichen Folgen sind. Bleichsucht und Nervenheilanstalt! Statt daß man die Mädchen möglichst schon und sich gesund für den Beruf entwickeln läßt, der ihnen von der Natur bestimmt ist, läßt man diese thörichte Eitelkeit gewähren! Mir sagte einmal ein Freund in der Zeit, wo so viel von der Überbürdungsfrage die Rede war, das hülfte nun alles nichts in unsrer Zeit, die Ziele müßten hoch gesteckt werden, und die Jungen müßten durch oder brechen. Er hatte aber selbst keinen Jungen, also war die Kühnheit billig. Nun mag man ja in Fällen, wo Mädchen durch die Verhältnisse gezwungen werden, einen Beruf zu ergreifen, sagen, die bittere Not verlange es, sie müßten es riskieren: durch oder brechen. Aber zwingt denn die Not gerade dazu, daß sie einen Gelehrtenberuf ergreifen? Das Allerschwerste, wo das Scheitern am sichersten ist? Aber es ist ja gar nicht wahr, daß die Frauen gezwungen seien, aus Not auf die gelehrten Berufe hinüberzugreifen. Und doch will ich nicht einmal etwas dagegen sagen, wenn durch besondre Begabung dazu die Möglichkeit gewährt wird, nur um diesen edeln Frauenrechtlerinnen die Phrase von der Unterdrückung des Weibes aus dem Munde zu nehmen. Obgleich z. B. auf dem Gebiet der Medizin aufrichtiger Drang nach nützlicher und erwerbgebender Thätigkeit auch wo anders liegt als in der Rolle des weiblichen Arztes. Mich wundert immer, daß noch alle Frauen damit zufrieden sind — auch die gebildetsten und vornehmsten —, daß die Hebammen aus den untersten und ungebildetsten Schichten der Bevölkerung ge-

nommen werden — und was vertraun sie diesen Frauen an! Ihr eignes Leben und das ihres Kindes! Ebenso, daß es noch keiner Tochter aus den besseren Ständen einfällt, zur Lösung der „Frauenfrage“ dazu beizutragen, daß sie ihren Beruf in der Pflege der Wochenstube sucht, als Gehilfin des Arztes — giebt es einen schönern und heiligern Beruf? Aber dieser ist den Damen offenbar zu weiblich. Dienen! Gehilfin sein heißt ja dienen. Das ist es gerade, was man nicht will. Herrschen, führen! Auf der einen Seite die Eitelkeit, etwas vorstellen zu wollen — womöglich es mit Ach und Krach zu erreichen, Fräulein Doktor zu heißen; auf der andern Seite Altjungfernhaß gegen die brutale Männerwelt, deren Egoismus . . .

Er patzte mit großen Schritten vor mir her, und ich verstand nicht, was er vor sich hin predigte.

Na? fragte er dann, indem er stehen blieb und sich nach mir umsah. Ich dachte, die Wasser hätten Sie weggeschwemmt, weil Sie mir nicht antworten. Was ist denn in Wirklichkeit die Frauenfrage? fragte ich Sie. Ich will es Ihnen sagen, fuhr er fort, als ich ihn verblüfft ansah. Heute vormittag, als ich aus dem Hause trat, sah ich zu meiner Verwunderung, daß meine alte Waschfrau vom Dorfe selbst in die Stadt kutschiert kam und den Gaul höchsteigenhändig lenkte. Ich fragte sie, was denn los sei. Ach, sagte sie, alles muß man selbst machen. Seit meine Töchter nun alle verheiratet sind, habe ich keine gescheite Hilfe mehr. Nun ist wieder die Jüngste in den Wochen, und was mein Mann ist, der kann auch nicht alle Tage reinfahren. Da muß ich eben selber bringen, was fertig ist. — Na bei Ihnen draußen scheint's also keine Frauenfrage zu geben, sagte ich. — Jawohl, Nachfrage ist genug, antwortete sie; aber kriegt man denn welche? Wer keine eignen Töchter hat, kann sehen, wie er fertig wird. — Ja, daß man schwer Mädchen kriegt, das weiß ich, sagte ich; aber es muß doch ledige Personen genug geben, die alten Jungfern sind doch auch froh, wenn sie ein Stückchen Brot verdienen können. — Alte Jungfern? sagte sie, indem sie sich die Nase rieb. Nee, außer der Försterswitwe und der Panitzschen, der ihr zweiter Mann fortgelaufen ist, giebt's keine bei uns im Dorfe, und die haben auf dem Gute Arbeit.

Beim Volke giebt's überhaupt keine Frauenfrage, wenigstens draußen auf dem Dorfe nicht. Da wird mit der Hand gearbeitet, und die Frauenarbeit steht in Achtung. Sie ist nötig — freilich wärs besser, sie wäre etwas weniger nötig, auch da, zu Gunsten der Kinderstube. Kinder will man ja überall im Volke, weil sie bald mit Hand anlegen können. Eine Frauenfrage giebt es nur in den höhern Ständen. Aber was ist sie? Es gab einmal eine Zeit, wo es die Korsetts waren. Aber jetzt? Sehen Sie nur hinein in das Kampfgewoge. Jetzt besteht sie in etlichen Professorenwitwen, die es nicht vertragen können, nichts mehr bedeuten zu sollen; etlichen ledigen Damen in höhern Semestern, die nichts Besseres zu thun haben; etlichen andern Damen, die von den Verlegern ausgelacht worden sind, wenn sie mit Manuskripten ankamen; etlichen Beamtenwitwen, die etwas dabei zu verdienen hoffen, und etlichen Mädchenschuldirektoren, die in eine größere Stadt oder ins Ministerium möchten. Das sind die „führenden Geister.“ Und nun wird ein Wind gemacht, der bis in Landtag und Reichstag bläst, und wenn die Männer lachen oder ein vernünftiges Wort dagegen reden, dann werden edle Weiblichkeiten zu Hyänen! Dann tobt der Sturm über die Unterdrückung der Frauen. Dann wird die nichtswürdige Männerwelt an den Pranger gestellt mit allen ihren Sünden und Schanden. Dann stürzen die — Wasserfälle der Frauentagsberechtigung. Dann mengen sich die kühnen Vertreterinnen der Frauenrechte in die Reihen der Sozialdemokraten und legen Hand an, diese nichtswürdige Gesellschaftsordnung zu stürzen. Krach!

Na ja, sagte ich, das sind ja natürlich Verrücktheiten, aber es ist doch keine Frage, daß die Verhältnisse für viele Mädchen in den sogenannten bessern Ständen recht schwierig sind, wenn sie nicht das Glück haben, sich zu verheiraten. Sie sind eben doch wirklich gezwungen, sich auf die eignen Füße zu stellen. Ich meine, der Staat sollte sie auf alle mögliche Weise dabei zu unterstützen suchen, gerade dadurch z. B., daß er durch zweckmäßige Einrichtungen gebildeten Mädchen, überhaupt Mädchen aus den obern Ständen die Möglichkeit schafft, sich für Wochenstube und Krankenpflege auszubilden, statt daß er z. B. bei den Lehrerinnenprüfungen die lächerlichsten Anforderungen stellt —

Ja, das sollte einmal öffentlich beleuchtet werden! rief er.

— und die Mädchen zwingt, sich krank und zu schanden zu arbeiten. Bei andern Anstellungen macht er es freilich auch nicht anders — bei Post und Eisenbahn Gymnasialmaturität! Daß die Leute eine humanistische Bildung mit ins Leben bekommen, das ist wohl nicht die väterliche Absicht des Staats, wenn er das für seine Fahrkartenverkäufer verlangt. Man argwöhnt Rücksichten auf das „Recht auf Arbeit“! Überall werden die höchsten Anforderungen gestellt. Man muß auch gerecht sein; wollen die Frauenzimmer mit, so müssen sie wohl oder übel diesen Anforderungen gerecht werden.

Er sah über seine Schulter zurück, als wollte er mich freffen.

Wollen die denn „mit,“ die jetzt das große Wort führen? fragte er. Ganz wo anders hin wollen sie! Wie viele suchen denn ehrlich die Arbeit des Gelehrtenberufs? Gleichberechtigung fordern die Veteraninnen der Frauenfrage. Freiheit von den Fesseln der bestehenden Ordnung und Sitte — Emanzipation, das ist es, was die Jüngern möchten. Krankhafter Haß gegen die Kinderstube, das ist, was so häufig dahintersteckt, das zeigt schon das schöne geflügelte Wort vom „Puppenheim“! Mich grimmts, wenn ich diese — Zierden der Universitäten und des Gelehrtentums das Wort aussprechen höre zur Schmach ihrer Mütter. Als wäre das Muttersein nicht der schönste und höchste Beruf. Traurig wäre es, wenn immer mehr und mehr unsrer Töchter durch die modernen Albernheiten unfähig zu diesem Beruf gemacht würden. Das hat auch der Staat zu bedenken. Bei den Anforderungen, die er an seine weiblichen Angestellten macht ebenso wie bei der Fürsorge für die untern Stände, bei der noch manches nachzuholen ist. Wir brauchen gesunde und tüchtige Söhne und Enkel, die das ausbauen sollen, wofür unser Geschlecht geblutet hat. Und dazu brauchen wir gesunde Mütter, und dazu bessern Schutz der Frauen — der Kinderstube. Einen weiblichen Gelehrtenstand brauchen wir nicht — was für Früchte brächte es denn für die Zukunft unsers Volkes, wenn man künftig Stellen, die jetzt noch tüchtigen Männern die Möglichkeit geben, eine Familie zu gründen, mit alten Jungfern besetzen wollte? — und noch weniger emanzipierte Dämchen.

Neulich wurde ja in den Grenzboten amerikanischer Bildung das Wort geredet, fuhr er fort. Ich war neugierig und schlug im großen Meyer nach. Da fand ich in dem Abschnitte „Geistige Kultur“ bei den Vereinigten Staaten, daß nur in achtundzwanzig von sechsundvierzig Staaten Schulzwang bestehe, den das Gesetz aber meist auf zwölf bis sechzehn Wochen im Jahre beschränke, wobei es „leider“ auch nur oft ein toter Buchstabe bleibe. Übrigens sei der Volksunterricht vorzüglich. Aber der Hochschulunterricht — der ist sogar großartig! Was denken Sie wohl, wie viel es „Colleges“ und „Universities“ giebt? Vierhundertsechundsiebzig! Mit beinahe 11000 Dozenten und Dozentinnen und beinahe 144000 Studierenden im Jahre 1895, wovon 31500 weiblichen Geschlechts waren. Da können wir freilich nicht ran! Allerdings sollen die Leistungen dieser Anstalten „bis auf wenig Ausnahmen in neuester Zeit“ „lückenhaft“ gewesen sein; ein paar sollen dagegen „fast

an deutsche Hochschulen heranreichen.“ Es werden wohl die für Frauen allein bestimmten sein, denn deren giebt es eine ganze Anzahl. Diese Angaben haben mich amüsiert. Und nun will ich Ihnen auch sagen, weshalb ich mich so amüsiert habe, daß sie in Berlin ein Frauengymnasium gründen wollen: ein Freund schreibt mir aus Süddeutschland betrübt, ihr Frauengymnasium gerate auf unvermutete Sandbänke. Die Klassen hätten sich so hübsch nach oben entwickelt, nun drohe aber die ganze Sache in die Brüche zu gehn, denn schon zweimal sei die jungfräuliche Prima auseinander gelaufen. Das einermal, weil keine der Damen den Abiturus zustande gebracht hätte, und jetzt, das zweite mal, weil sich die ganze Prima verlobt hätte! Das ist doch ein feiner Erfolg der „Frauenfrage“! Jetzt sollen Sie einmal sehen, wie es in das neue Berliner Damengymnasium strömen wird, wenn sie denken, daß das Verloben in der Prima stehender Abiturus wird.

Er schüttelte mir die Hand: Denken Sie nur, Lehrplanmäßig, durch ministerielle Verordnung! Leben Sie wohl!

Völkerrecht und Flottenpläne.*) Die Aufbringung deutscher Schiffe durch die Engländer hat erklärlicherweise die Erbitterung über die gewaltthätige Politik der zur Zeit in London maßgebenden Personen verschärft, und die englische Presse, die dem Imperialismus nur zu bereitwillig und allgemein right or wrong Gefolgschaft leistet, hat am wenigsten ein Recht, es zu rügen, wenn sich die öffentliche Meinung in Deutschland immer mehr auch gegen die britische Nation als solche erregt. Es ist traurig genug, daß das auf seine politische Reife und Besonnenheit so stolze Volk von Großbritannien das Staatsruder einer Strömung überlassen hat, die der zivilisierten Welt ein abschreckendes Beispiel von Übermut und Trivolität, von Unreife und Unbesonnenheit giebt.

Nichtsdestoweniger, ja umso mehr hat die deutsche Presse in ihrer großen Mehrheit wohl daran gethan, ruhig zu urteilen und zu ruhigem Urteil zu mahnen. Wer ernsthaft und mit weitem Blick das Beste des Vaterlands will, der wird sich gerade in solchen Zeiten hüten, einer Regierung, deren Vergangenheit Vertrauen verdient, durch ungestümes, lärmendes Drängen das rechte Handeln in Gegenwart und Zukunft zu erschweren. Die verbündeten Regierungen haben durch die programmatische Kundgebung des Grafen von Bülow in der Reichstagsitzung vom 11. Dezember v. J. mit hinreichender, jedenfalls größtmöglicher Offenheit das friedliche Ziel, das sie verfolgen, hingestellt und zugleich keinen Zweifel daran gelassen, daß sie den deutschen Interessen und der deutschen Ehre nichts zu vergeben gewillt sind. Die Person des Kaisers allein bietet dafür schon alle Gewähr.

Die Aufbringung deutscher Rauffahrer auf der Fahrt nach dem portugiesischen Lourenço Marques durch britische Kriegsschiffe wegen angeblicher Konterbande ist besonders lebhaft vom völkerrechtlichen Standpunkt erörtert worden. Man hat sich dabei trotz eingestandner Unklarheit über das, was Rechtens ist, in der Regel wegen einer vermeintlichen Verletzung des geltenden Völkerrechts durch die Engländer entzündet. Alles an Berträgen und sonstigen Rechtsquellen, was nur aufzutreiben war, ist zusammengetragen und durchgesehen worden, aber ein Beweis für den Rechtsbruch ist dabei nicht herausgekommen. Er kann auch gar nicht erbracht werden. Das Besichtigungs-, Durchsuchungs- und Prisenrecht besteht auch gegenüber neutralen Schiffen auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen noch heute, und keine Macht der Erde hat die Rechtspflicht, sich durch die durchsichtige Deckadresse einer Konterbande, die sie für anderweit erwiesen hält, täuschen zu lassen. Daran ändert auch die

*) Wir geben unserm Freund und Mitarbeiter Raum für diese Ausführungen, obgleich wir ihm nicht beistimmen und dies am Schluß darthun werden.

der englischen Schifffahrt gewiß sehr erwünschte chikanöse Lähmung der deutschen nichts, die übrigens nicht Hauptzweck zu sein braucht, sondern nur nebenher bei dem Bestreben, den Buren die Konterbande abzuschneiden, abfällt. Wer im Völkerrecht, wie es heute steht und liegt, die Begründung für seine Entrüstung über die Vergewaltigung unsrer Schiffe sucht, der verliert Zeit und Mühe, und er setzt schließlich den Gegner ins Recht und sich ins Unrecht. Nicht über einen Bruch des Völkerrechts haben wir uns zu entrüsten, wohl aber haben die Völker und die Regierungen des europäischen Kontinents allen Grund, sich über die Verkümmernung des modernen Völkerrechts zu entrüsten, die unsrer ganzen Zivilisation, auf die wir so stolz sind, spottet. Es wäre eine große Dummheit, jetzt von der deutschen Reichspolitik zu verlangen, daß sie von den Engländern Sühne für einen Völkerrechtsbruch forderte, und wenn sie das nicht thäte, ihr den Vorwurf mangelhafter Vertretung unsrer nationalen Interessen und unsrer Ehre zu machen. Wohl aber darf man erwarten, daß auch die Leiter der deutschen Politik angesichts des Imperialismus, der in Großbritannien zur Herrschaft gelangt ist, ernstlich daran gehn, die zivilisierten Staaten Europas und der ganzen Welt für den unerläßlichen Ausbau der internationalen Rechtsordnung unter gegenseitiger vertragsmäßiger Garantie zu vereinen, wenn es auch nur schrittweise zu erreichen wäre.

Dringend not thut uns eine starke Flotte, das muß man als wahr anerkennen. Aber ebenso not thut uns ein der Neuzeit genügendes Völkerrecht. Die Gefahren des völkerrechtslosen Zustands rücken uns so handgreiflich und unmittelbar auf den Leib, daß auch die größte Beschleunigung der Schiffsbauten, die wir verlangen, allein nicht genügen wird, uns zu schützen. Wenn durch den Transvaalkrieg, und was damit zusammenhängt und ihm vorangegangen ist, der alte Michel des europäischen Festlands jetzt endlich einmal ein wenig aus dem Schlaf aufgerüttelt zu sein scheint, so darf eine weitsichtige deutsche Politik, die auf dem Boden des Bülow'schen Programms steht, am wenigsten die Gelegenheit unbenuzt lassen, ihn einen Schritt vorwärts auf dem Wege zum Völkerrecht zu drängen. Wie es heißt, ist man in Paris und Petersburg Verständigungen nach dieser Richtung nicht abgeneigt. Möchte es wahr sein! Möchten dann aber auch Deutschland und der Dreibund zugreifen, je eher, je lieber. Die „schwachen“ Staaten, die trotz aller in die Mode gekommenen Orakelsprüche noch keinerlei Lust und es auch gar nicht nötig haben, der Existenz zu entsagen, werden den Völkerrechtsfreunden nicht fehlen. Man sollte wahrhaft meinen, die seit zwei Jahren vom anglosächsischen Imperialismus durchgeführte Rolle des Weltfriedensförvers müßte jedem Deutschen die Augen über diese Dringlichkeit der Völkerrechtsfrage öffnen.

Leider ist es nicht der Fall. So wenig sogar, daß man darauf gefaßt sein muß, schon wegen des Gedankens an die Möglichkeit eines bessern und festeren Ausbaus der internationalen Rechtsordnung und erst recht wegen des strikten Verlangens nach einem solchen von der Masse der Generalpächter moderner Weltanschauung und patriotischer Gesinnung, denen die Mode zur Zeit das große Wort eingeräumt hat, als Utopist verspottet und als Schleppenträger der Frau von Suttner und anderer geringerer Friedensschwärmer beiseite gethan zu werden. Wenn kürzlich in Bezug auf die in der Kunst ihr Wesen treibende Modenarrheit die Hoffnung ausgesprochen worden ist, daß ihr unter dem kritischen Licht von Verstand und Vernunft das neue Jahrhundert ein Ende bereiten möge, so darf man der Heilung der Modenarrheit in der Politik eine so lange Frist gar nicht mehr zubilligen. Das Überhandnehmen der Mißachtung des Völkerrechts auch in Deutschland droht zu einer Gefahr für unsre wirtschaftliche und politische Zukunft zu werden, der mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden muß.

Ganz kürzlich hat ein angesehenener Professor des Völkerrechts, Freiherr

von Stengel in München, eine Beurteilung der Aufbringung der Kauffahrer durch englische Kriegsschiffe, die in Bezug auf die besondere Rechtsfrage in diesem Falle unsere volle Zustimmung findet, mit der allgemeinen Bemerkung geschlossen: „Man kann wohl sagen, daß, wie überhaupt in den internationalen Beziehungen der Satz gilt, *Might is Right*, gerade in diesen Fällen es sich zeigt, daß derjenige Recht hat, der die Macht besitzt, sein Recht oder auch sein Interesse zur Geltung zu bringen.“ Es ist derselbe Herr von Stengel, von dem kurz vor dem Zusammentritt des Haager Kongresses — auf dem er das Deutsche Reich mit vertrat — eine Broschüre „Der ewige Friede“ in mehreren Auflagen erschien, die an wissenschaftlicher Bedeutung genau auf der Höhe der Suttner'schen Leistungen steht, während ihr verwirrender Einfluß natürlich sehr viel größer war. Wir wollen uns hier nur mit seinem neuesten Ausdruck beschäftigen.

Wenn Herr von Stengel hätte sagen wollen, daß nach dem gegenwärtigen Stande des Völkerrechts allein der obsiegt, der die Macht hat, seine Interessen zur Geltung zu bringen, so könnte man dem beitreten. Er will aber damit sagen, daß überhaupt in internationalen Beziehungen allein die Macht Geltung haben kann, daß das Völkerrecht an sich nichts gilt, und wenn daraus gefolgert wird, daß deshalb auch die auf Reform und Sicherung der internationalen Rechtsordnung gerichteten Bestrebungen als verlorne Liebesmühe besser unterlassen werden, so wird Herr von Stengel nicht sagen dürfen, daß er mißverstanden sei. Er ist auch thatsächlich weit davon entfernt, der Konstatierung des völkerrechtslosen Zustands das Verlangen nach oder gar Vorschläge für die Schaffung eines völkerrechtlichen folgen zu lassen.

So lauten Beifall diese Gewalttheorie heute auch findet, sogar in wissenschaftlichen Kreisen, so ist sie historisch, juristisch und ethisch nicht weniger ein Unding, wie es die Ausnahme wäre, daß durch völkerrechtliche Satzungen und Institutionen der Appell an die Gewalt der Waffen überhaupt unmöglich gemacht werden könnte. Es ist hier nicht der Ort und es ist zur Zeit überhaupt sehr unfruchtbar, sich in theoretische Diskussionen über die Grundfragen des Rechts im allgemeinen und des Völkerrechts im besondern zu vertiefen. Sind doch auch im Staatsrecht des Deutschen Reichs dunkle Punkte genug, und verleiht doch die wohlkonservierte „Souveränität“ der deutschen Fürsten und freien Städte diesem Staatsrecht so viele völkerrechtliche Charakterzüge, daß man vielleicht auch hier das *Might is Right* des Herrn von Stengel als den thatsächlich geltenden Grundsatz hinstellen könnte. Dem deutschen Volke wird man aber hoffentlich damit die Rechtsbeständigkeit des Deutschen Reichs nicht mehr zweifelhaft machen, und ebensowenig werden die Theorien des Herrn von Stengel die Völker des zivilisierten Europas über die Notwendigkeit, Möglichkeit und Wirksamkeit eines bessern, wenn auch immer lückenhaften Völkerrechts auf die Dauer zu täuschen vermögen. Gerade die Geschichte der jüngsten Zeit hat durch die internationale Erregung über den Mißbrauch der Gewalt durch die britischen Machthaber schlagend bewiesen, daß den zivilisierten Völkern — trotz all dem „imperialistischen“ *Sofusopolus*, mit dem man die öffentliche Meinung zu hypnotisieren versucht hat — das praktisch nüchterne Verständnis dafür nicht verloren gegangen ist, daß auch in internationalen Beziehungen Recht Recht bleiben und Recht vor Unrecht gehn muß.

In Wahrheit ist die Notwendigkeit eines gesicherten Völkerrechts im Laufe des letzten Jahrhunderts der zivilisierten Welt sehr viel mehr zum Bewußtsein gekommen. Und wie sollte das auch anders möglich sein. Jeder Schuljunge weiß, wie riesenhaft gerade die internationalen Beziehungen durch die technischen Fortschritte der beiden jüngsten Menschenalter gefördert worden sind. Selbst die allerjüngste hochschutzzöllnerische Periode in der Handelspolitik der meisten Großstaaten hat die

Zunahme dieser Beziehungen kaum beeinträchtigen können. Nicht nur wir Deutschen sind unwiderruflich, wie Graf von Bülow sagt, in die Weltwirtschaft verflochten. Es gilt das von allen Kulturvölkern, wenn auch für die Deutschen besonders. Heute sind die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika reger, vielseitiger und inhaltsreicher als vor hundert, ja noch vor sechzig und fünfzig Jahren zwischen Pommern und Baden, zwischen Bayern und Schleswig-Holstein. Es ist ja die helle Unvernunft, nicht einsehen zu wollen, daß schon dadurch — ganz abgesehen von der Hebung der menschlichen Kultur im allgemeinen — der Übergang vom internationalen Faustrecht zum modernen Völkerrecht ein immer dringender empfundenes Bedürfnis wird.

Und da kommen nun diese Modepolitiker immer wieder mit der neu ausstaffierten Sensation: *Might is Right!* Das deutsche Volk hat mit selten erlebter Deutlichkeit die Transvaalaffaire als abschreckendes Beispiel des britischen Imperialismus empfunden, und es freut sich fortgesetzt über jede Nachricht von Hieben, die die bedauernswerten britischen Soldaten bekommen, nicht aus Passion für Blut und Eisen, sondern weil es darin eine Bestätigung dafür sieht, daß Recht doch Recht bleibt, und ruchlose Friedensstörer an ihrem eignen Leibe gestraft werden. Das deutsche Volk ist noch klar genug bei Verstande, daß es im Transvaalkriege einen Beweis dafür sieht, daß der Haager Friedenskongreß nicht mit oberflächlichem Spott allein abgethan zu werden und — einen bessern Erfolg verdient hätte, als er vorläufig gehabt hat. Aber wenn wir sehen, wie erstaunlich die imperialistische Doktrin in England die Leidenschaften der Massen aufzuregen verstanden hat, wie sie dort — um mit den kürzlich von Brentano in der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft“ gebrauchten Worten zu reden — den „Männern mit der Moral des Seeräubers“ zum Triumph über den Geist der Wilberforce, der Cobden, der Shaftesbury, der Gladstone verholzen hat, so dürfen wir den Aposteln dieser Seeräuber-moral nicht länger teilnahmslos zusehen. Die Massen, und man kann in gewissem Sinne mit Recht sagen: gerade die gebildeten Massen sind auch bei uns leicht zu hypnotisieren und laufen dann blind dem Tollsten nach. Die Herren Professoren, die den Krieg verhimmeln und über Völkerrecht und internationale Moral spotten, spielen wohl, ohne es zu wissen, mit dem Feuer. Sie begreifen und sehen nicht, daß diese Hypnose zur ernstesten Gefahr werden kann. Sie stellen den „Alldeutschen“ fortgesetzt den Chamberlainismus als das Ideal hin, und sie schwärmen für die starke Flotte und die deutsche Weltpolitik thatsächlich nur vom Standpunkt dieser Politik und dieser Moral aus. Sie überreizen das Nationalgefühl der „Jungen“ bis zu dem Größenwahn, den die verständigen Briten an ihren Landesleuten jetzt laut zu beklagen anfangen, und sie säen damit immer neue Zwietracht im Volke, wo endlich die eintrachtige Sammlung um die kaiserliche Weltpolitik so dringend zu wünschen und ohne diese Übertreibungen viel leichter zu erreichen wäre. Wenn vor dreißig Jahren das deutsche Nationalgefühl noch scharfe Stimulantia brauchte, nachdem es jahrhundertlang nur unterdrückt, nicht gepflegt worden war, heute liegt die Sache denn doch ganz anders. Die Gefahr des alten übermäßigen Kosmopolitismus ist seit dem Bestehn des Reichs wesentlich geringer geworden, und man soll sich hüten, nun auch den berechtigten Kosmopolitismus, das Gefühl für Recht und Billigkeit in den internationalen Beziehungen zu vernichten. Man soll sich hüten, das Deutsche Reich der weltpolitischen Mission, zu der es durch die Begabung und Sinnesart wie durch das dringende wirtschaftliche Bedürfnis der Nation und durch seine geographische Lage vor andern Großstaaten berufen ist, zu entfremden: nämlich der energischen Arbeit zur Schaffung und Sicherung zeitgemäßer internationaler Rechtsnormen.

Man muß erwarten, von den „Alldeutschen“ ohne weiteres zu der gernegroßen

aber wirklich sehr kleinen Clique Suttner geworfen zu werden, wenn man auch nur ganz leise an die Gefahr des antikosmopolitischen Extremis erinnert, und die alldeutschen Agitatoren werden namentlich mit dem Vorwurf schnell bei der Hand sein, man schädige dadurch die Stimmung für die Flottenpläne im Volke, ja man mache sich zum Genossen ihrer Gegner. Gerade das Gegenteil ist richtig. Es ist hohe Zeit, daß die kaiserliche Flottenpolitik nicht mehr dem Volke einseitig durch die Brille der Blut- und Eisenpolitiker gezeigt wird, die sich das „größere Deutschland“ nur im Sinne Chamberlains, nicht in dem des Grafen von Bülow vorstellen können oder doch so reden. Mit dem allergrößten Nachdruck nehme ich die vielfachen ernststen Rundgebungen des Kaisers und der verbündeten Regierungen über Krieg und Frieden für uns in Anspruch, wenn ich die Flottenvermehrung als eine defensive Maßregel, als ein Mittel zum Zweck der Herbeiführung eines der Kultur und unsern wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechenden völkerrechtlichen Zustands dem Volk empfohlen sehen will. „Nicht im Sinne der Eroberung“ will der Kaiser ein größeres Deutschland. Aber weil die Anglosachsen, solange der Imperialismus sie beherrscht, in diesem Sinne ihr größeres Britannien und ihr größeres Amerika verlangen und zu erreichen schon den Versuch gemacht haben — das sind ja die Nova in der Weltpolitik seit der Verabschiedung des bestehenden Flottengesetzes —, deshalb müssen wir uns tüchtig machen als Vormacht im Kampf für das Völkerrecht, deshalb müssen wir dem Reiche so schnell als möglich eine stärkere Flotte schaffen. Diese Notwendigkeit liegt so klar auf der Hand, daß die den Flottenplänen abgeneigten Kreise des deutschen Volkes, selbst die Masse der intelligenten Industriearbeiter und auch die süddeutschen Bauern im Banne des Zentrums leicht von ihr zu überzeugen wären, wenn nicht immer wieder die Blut- und Eisengelehrten dazwischen kämen mit ihrer Weisheit, als ob wir nur Schiffe bauen müßten, um dreinschlagen und erobern zu können so bald als möglich. Damit giebt man doch nur dem infamen Spott über die „Aquarier“ und den „Gondelsport“ Vorschub. Das deutsche Volk ist zu blutdürstiger Eroberungsjucht absolut nicht angelegt, aber wenn es das Vaterland und den Nahrungsstand und Recht und Leben zu verteidigen gilt, da stand es seinen Mann schon vor dreißig Jahren, obgleich damals kein Mensch solche Gewaltkuren zur Reizung des kriegerischen Sinns und Nationalgefühls vorgenommen hatte, wie man sie jetzt veranstalten möchte. Die Propaganda für die Flottenpläne hat ohnehin durch ein gewisses Strebertum, das sich dabei hervorzudrängen gesucht hat, zu leiden. Man sollte sich umso mehr hüten, ihr die Situation durch die Hymnen auf kriegerische Eroberungen, die wir machen sollen, noch zu erschweren.

ß

Hiergegen möchten wir folgendes bemerken: Alle völkerrechtlichen Bestimmungen haben deshalb nur relativen Wert, weil ihre Beobachtung nicht wie die der Rechtsätze innerhalb eines Staates von einer Staatsgewalt nötigenfalls erzwungen werden kann, sondern lediglich auf dem guten Willen der beteiligten Staaten beruht, die, da sie souverän sind, sich einer höhern Gewalt prinzipiell gar nicht unterordnen können. Darum wird der Starke immer versucht sein, sich über sie wegzusetzen, wie ja auch England immer sogar gegen Reformen des Völkerrechts, die seinem Interesse zuwider waren, gewesen ist; gegen die Stärke hilft nur die Stärke, alles andre ist Utopie. Solchen Utopien nachzujagen kann Deutschlands Aufgabe nicht sein, sondern die kann und muß es sein, sein Recht zu wahren und die Rechte der schwächeren Staaten, die sich ihm anschließen wollen. Dafür brauchen wir eine stärkere Flotte, nicht um eine Reform des Völkerrechts zu erreichen, die bei der nächsten Gelegenheit in die Brüche geht. Und wie kann dieses eingezwängte überbevölkerte Deutschland auf Ausbreitung, also auf „Eroberung“ verzichten? Das hieße auf die Zukunft

verzichten. Es ist nicht Chauvinismus, nicht Imperialismus und nicht Größenwahn, das auszusprechen, sondern kardenkender Patriotismus. Wie kann man gleich nach dem Böschmeier schreien, wenn einmal bei den doktrinären, querköpfigen Deutschen etwas wie Feuer auflobert! Gott sei Dank, daß es einmal brennt. D. Red.

Litteratur

Eines wohlverdienten Erfolgs kann sich die bei Ulrich Höpli in Mailand erschienene Ausgabe von Dantes Göttlicher Komödie mit dem Kommentare Scartazzinis rühmen, von der schon die dritte Auflage erschienen ist, die auf 1182 Seiten angewachsen ist. Der Herausgeber, heute wohl die erste Autorität in der Danteforschung, hat es sich angelegen sein lassen, sein Werk durch Verbesserung kleiner Versehen, die sich eingeschlichen hatten, und zahlreiche Nachträge in den Anmerkungen auf der wissenschaftlichen Höhe zu halten, die seiner Bedeutung zukommt. Auf das Gedicht selbst folgt ein Rimario, das heißt eine Konkordanz, fast hundert eng gedruckte Seiten, nach der man jeden Vers des Dichters leicht auffinden kann. Dieses Rimario haben sich die Italiener allerdings schon lange erfreut, es ist jedoch durch Luigi Polacco wesentlich vereinfacht und praktischer eingerichtet worden. Wann werden wir Deutschen etwas ähnliches für Goethes Gedichte bekommen? Der Preis des ebenso schön gedruckten, wie gut ausgestatteten Bandes beträgt nur vier und einen halben Franken.

Scartazzinis *Enciclopedia Dantesca* (Mailand, U. Höpli) liegt jetzt vollständig in zwei starken Bänden von zusammen 2200 Seiten vor. Wer sich überhaupt für Dante interessiert, erhält in diesem Werke einen unentbehrlichen Führer und Ratgeber. Die unzähligen Fragen, die sich bei der Lektüre Dantes aufdrängen, und die eine umständlichere und ausführlichere Behandlung notwendig machen, als sie in den erklärenden Anmerkungen gegeben werden kann, finden hier die erschöpfendste und sachkundigste Beantwortung. Der Verfasser hat sich jedoch nicht auf die wirklich erklärungsbedürftigen Worte und Sachen beschränkt, die sich bei Dante in so großer Anzahl finden, sondern hat geradezu ein Werk geschaffen, das für die Kenntnis des italienischen Mittelalters als eine Fundgrube ersten Ranges bezeichnet werden kann. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß man sich beispielsweise schwerlich irgendwie sonst auf so bequeme und gründliche Weise über die Familien unterrichten kann, die, zum Teil noch heute vorhanden, in einzelnen ihrer Mitglieder in Dantes Gesichtskreis gekommen sind und bei ihm Erwähnung gefunden haben.

Das in schöner Ausstattung und mit interessanten, mittelalterlichen Originalen entnommenen Abbildungen geschmückte Werk *Con Dante e per Dante* (Mailand, U. Höpli) enthält Vorträge verschiedener Gelehrten über Gegenstände, die zum näheren Verständnis der Göttlichen Komödie gehören. Novati, Scherillo, Rocca, Roffi, del Lungo und Zuccante sprechen zu den Lesern über Pier della Vigna, Manfred, Mathilde, Dantes Stellung zum Humanismus, Florenz und Dante, sowie Dantes Naturgefühl. Besonders lehrreich und ansprechend ist Zuccantes Abhandlung, die Dante als vollständig modernen Menschen in der Tiefe seines Sinnes für landschaftliche Schönheit und seines Verständnisses für das Leben in der Natur erweist. Wir glauben aber auch, daß niemand die andern Abhandlungen ohne Genuß und Belehrung lesen wird.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig